

mauriacschen christlichen Lebenskunst und Weisheit dar – kein abstraktes Produkt der Philosophen. Er ist Jemand, er ist eine Person, und wenn es eine Wahrheit über den Menschen und die Welt gibt, dann eben, weil die Wahrheit diese Person ist.

## Deutsche Psalmen für die deutsche Liturgie

Paul Konrad Kurz SJ\*

Seit die Konstitution über „die heilige Liturgie“ vom 4. Dezember 1963 den Gebrauch der Muttersprache für die Lesungen, Bittgebete und Gesänge der Messe und, mit Erlaubnis der kirchlichen Obern, auch für das Breviergebet gestattet<sup>1</sup>, ist die Übersetzungsarbeit an Bibel und Liturgie in ein neues Stadium getreten. Da im römisch-katholischen Raum Latein rechtlich und geschichtlich die einzige liturgische Sprache war, bestand weder die Notwendigkeit noch Möglichkeit, muttersprachliche, liturgisch verwendbare Bibelübersetzungen zu schaffen. Die veränderte liturgische Situation bereitet zunächst in jenen Ländern große Schwierigkeiten, in denen weder eine starke Tradition muttersprachlicher (vor allem reformatorischer) Bibelübersetzung, noch, in unserem Jahrhundert, die liturgische Bewegung mit ihrer Arbeit an Volksmeßbüchern auf breiter Ebene wirksam wurde. Aber auch in unseren deutschen Volksmeßbüchern von Schott und Bomm war die Übersetzung der lateinischen Texte zunächst nur als Handreichung für den einzelnen, danach als eine neben der Altarsprache herlaufende Verdolmetschung für die mitfeiernde Gemeinde gedacht. Die Übertragung war und blieb Hilfsmittel, nicht die liturgische Sprache selbst. Mit der liturgischen Konstitution des zweiten Vatikanischen Konzils ist die Muttersprache vom Hilfsmittel zur Hauptsprache, von der untergeordneten Dolmetsch-Funktion zum Rang einer amtlichen Sakralsprache aufgestiegen. Damit ist für die gesamten von der lateinischen Kirche her missionierten Völker eine grundsätzlich neue sakralsprachliche Situation gegeben. Die Neubesinnung auf die Sprache der Verkündigung in dieser Zeit kann nunmehr Hand in Hand gehen mit der Neu-, in gewissem Sinn Erstbesinnung auf die Muttersprache in der Liturgie.

---

\* Dieser Aufsatz wurde von Norbert Lohfink SJ angeregt. Er hat auch die Angaben überprüft, die Urtext und Exegese betreffen.

<sup>1</sup> Art. 36 u. 54, 101.



## DIE SPRACHKRISE

Auf profaner Seite ist man sich einer umfassenden Sprachkrise in der modernen Welt und Gesellschaft bewußt<sup>2</sup>. In kirchlichen Kreisen hat man den religiösen Sprachverlust, den Schwund der Aussagekraft religiöser Vokabeln erst in allerjüngster Zeit in Katechese und Verkündigung bemerkt<sup>3</sup>. Die Fassaden blieben hier länger erhalten, die Klischees wurden länger beansprucht. Geschichtlich betrachtet setzte der religiöse Sprachschwund mit dem Ende des Barock ein. Aufklärung, Klassik und Romantik schufen, sieht man vom Pietismus und vereinzelter enthusiastischer Empfindsamkeit ab, keine religiöse Sprache mehr und, nicht zufällig, auch keine Bibelübersetzung von Rang. Schöpferisch hat sich seit dem 18. Jahrhundert die Sprache nur noch in den weltlichen Raum ausgedehnt. Hier mußte sie mit dem fortlaufenden Erkenntnisprozeß Schritt halten. Jede neue Erkenntnis zog Sprache nach sich und forderte die Sprache. Sie mußte sich den neuen Erkenntnisraum schrittweise als Sprachraum erobern. Vor diesem Prozeß der Begegnung und Eroberung schreckte die religiöse Sprache zurück. Im allgemeinen Sprachprozeß hinkte sie immer weiter hinterdrein. Man begnügte sich weithin mit der Tradierung des sprachlich Überkommenen, richtete den in missionarischen Jahrhunderten gewonnenen Raum allenfalls zur Verteidigung ein. Wie die Religion selbst zog sich auch die religiöse Sprache vor der Demarkationslinie der modernen Welt zurück. Wer die Auseinandersetzung scheut, erleidet mit dem Feldverlust zugleich einen Kraftverlust. Die religiöse Sprache wurde, aufs Ganze gesehen, dünner, ihre Ausdrücke immer klischerter. Die Fähigkeit, neu entdeckte Wirklichkeiten, Aspekte und gesellschaftliche Veränderungen religiös-sprachlich aufzunehmen und zu durchdringen, versiegte. Erst heute beginnen wir das Ausmaß des religiösen Sprachschwunds zu registrieren und, schrittweise, zuzugeben. Die moderne Welt ist, religiös gesehen, vor allem und zuerst sprachlich ungetauft geblieben. Innerhalb der liturgischen Praxis bot die lateinische Sprache einen gewissen Schutz. Der Preis für diesen Schutz war nachgerade hoch. Die lateinische Sprache ihrerseits konnte für die religiöse Muttersprache nichts leisten. Über der liturgischen Versicherung wurde die außerliturgische Ausgesetztheit vergessen. Die Schläfrigen konnten weiter schlummern. Die Zurückgebliebenen blieben weiter zurück. Das Erwachen – nicht eben angenehm – ist dennoch eine Gunst der Stunde.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. die Sprachkritik von Karl Kraus in den zwanziger und dreißiger Jahren. Nach 1945: Sternberger, Storz, Süßkind: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. München (dtv) 1962 (ursprünglich 1945/46 in: „Wandlung“ erschienen). Korn, Karl: Sprache in einer verwalteten Welt. Olten, Freiburg 1959, erw. Ausgabe München (dtv) 1962. Die Sprache. Vortragsreihe München/Berlin 1959. Wort und Wirklichkeit. Vortragsreihe München 1960. Picard, Max: Der Mensch und das Wort. Erlenbach-Zürich 1955. Steiner, George: Der Rückzug vom Wort, in: Merkur (1962), 501–523. Enzensberger, H. M.: Die Sprache des Spiegel (1957), in: Einzelheiten. Frankfurt 1962, 62–87. Benseler, Frank: Sprachlose Gesellschaft?, in: Die pädagogische Provinz, 1964, 85–112. Die Zschr. „Sprache im technischen Zeitalter“, Hrsg. Walter Höllerer, Stuttgart 1961 ff.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Calvelli-Adorno, Franz: Über religiöse Sprache. Kritische Erfahrungen. Frankfurt: Knecht 1965. 138 S., DM 8,80. Gößmann, Wilhelm: Sakrale Sprache. München: Hueber 1965. 141 S., DM 4,80.



Sprache ist eine lebendige Größe. Sie bedarf wie alles Lebende der ständigen Erneuerung. Sprachlichkeit ist existential. Die Sprache selbst hat existentiellen Charakter. Religiöses Selbstverstehen, Weltverstehen und Selbstvollzug gehen durch die Sprache und haben mit dem von Christus für alle Zeiten gegebenen Missionsauftrag zu tun. Die biblische Offenbarung und die christlichen Formulierungen des Glaubens in den verschiedenen Völkern und Zeiten geschahen durch einen geschichtlich bestimmten und in einem geschichtlich bedingten Sprachprozeß. Echte religiöse Sprache ist stets auf geschichtliche Ordinate bezogen und muß sich in ihrer Geschichtlichkeit ausweisen.

Die ersten Versuche zum Gebrauch der Muttersprache in der Liturgie leiden notwendig an der allgemeinen religiös-sprachlichen Situation. Wenn man auch nicht – im Zuge eines marktlauten Sich-zu-Wortmeldens – gleich den religiös-sprachlichen Notstand auszurufen braucht, so muß man dennoch wissen, daß die religiös-sprachliche Bedürftigkeit nicht einfach durch Organisation und Management überwunden wird. Wer meint, man brauche nur ein Komitee zu organisieren, täuscht sich. Sprache basiert nicht in erster Linie auf materialen, sondern auf geistigen und lebendigen Voraussetzungen. Sie begibt sich grundsätzlich nicht auf der organisatorischen, sondern auf der schöpferischen Ebene. Dies heißt nicht, daß ein größeres sprachliches Unternehmen der Organisation entbehren müsse, wohl aber, daß sie ohne schöpferische Kräfte, und das heißt ohne sprachbegabte einzelne, nicht auskommt. Ein religiös-sprachlicher Erneuerungsprozeß kann erst einsetzen, wenn die schöpferische Ebene erreicht wird. Innerhalb des Verfestigten, Sterilen, Starren gibt es kein Schöpfertum. Die schöpferischen Kräfte basieren auf dem Kontakt mit dem Lebendigen und verlangen das Wagnis, den Mut zum Experiment. Die ersten Bibelverdeutschungen, die Fuldaer Tatianübersetzung und Otfried von Weissenburgs Evangelienharmonie, ins Werk gesetzt zwischen 830 und 870, waren sprachschöpferische Leistungen ersten Ranges. Luthers Durchbruch, rund sechshundert Jahre später, war in einer neuen Situation von Weltverständnis, Selbstverständnis, Bewußtheit und Sprache wiederum eine sprachschöpferische Tat. Eine Bibelübersetzung in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts fordert kaum weniger als im neunten oder sechzehnten. Die jüngst revidierte Lutherübersetzung leidet zweifellos daran, daß sie einerseits nicht von Luther loskommt und als revidierter Luthertext nicht loskommen kann, andererseits kein genuiner Wurf in die Sprache und Darstellungsweise unseres Jahrhunderts sein will. Ein solcher Kompromiß muß von vornherein unbefriedigend ausfallen. Die Verantwortlichen hatten den Mut zum Historischen nicht mehr, den Mut zur Loslösung, die Kraft zum neuen Ansatz, noch nicht. Bei aller Last und Frucht einer jahrhundertealten Sprachtradition wird ein Übersetzer hinausgerufen in den Raum heutiger sprachlicher Wirklichkeit und Möglichkeit. Der Klassizist wird einseitig an der Tradition kleben, der Modernist sie leichtfertig aufgeben, der Dilettant die Masse des Vorgeprägten als Steinbruch verwenden. Die leichte



Verfügbarkeit von Wort, Satz und rhythmischem Ton täuscht. Es gibt in neueren Bibel- und Psalmenübersetzungen Beispiele für sprachliche Neugotik, für Boulevardsprache um jeden Preis und auch für eine schlechte Montage, deren Hartteile gestohlen sind.

Daß ein entscheidender Durchbruch in die Sprache unseres Jahrhunderts, die erste bahnbrechende Tat seit Luthers Übertragung, bereits geschehen ist, müßte ermutigend und wegweisend sein. Sie geschah durch den jüngst verstorbenen Martin Buber. Zusammen mit Franz Rosenzweig hat er seine Bibelübertragung in den zwanziger Jahren begonnen (Rosenzweig starb 1929) und in den fünfziger Jahren abgeschlossen. Buber kannte die Sprache seiner Zeit. Er hat Stilmuster des Jugendstils und des Expressionismus für seine Sprachgestalt benutzt<sup>4</sup>. Den stilistischen Tendenzen nach 1945 ist er als Exilant und Greis nicht mehr begegnet. Dies bedeutet, daß die Sprachgestalt, in der er der gegenwärtigen Generation seine Übertragung anbot, für eben diese Generation bereits der Generation der Väter und Großväter angehört, also historisch ist. Nur wenige seit Buber angefertigte Bibel- oder Psalmenübertragungen sind an seinem Wurf vorübergegangen<sup>5</sup>. Buber selbst hat aus dem Luthertext großen Nutzen gezogen.

#### VORÜBERLEGUNGEN ZUR PSALMENÜBERTRAGUNG

Als exemplarisch für die Leistung biblischer Übersetzung und für die Kraft einer an überlieferte Inhalte gebundenen religiösen Sprache darf im deutschen Sprachbereich seit dem sechzehnten Jahrhundert die Übertragung der Psalmen angesehen werden. Auf protestantischer Seite werden kirchenamtlich und gottesdienstlich die Übertragung der Zürcher Bibel und der Lutherbibel benutzt. Als bisher einzige von den katholischen Bischöfen gemeinsam approbierte, zu liturgischem Sprechen und Singen verwendete Psalmenübersetzung liegt die von Guardini vor<sup>6</sup>. In den letzten Jahren wurden mehrere katholische Psalmenübertragungen begonnen, die ausdrücklich zu lautem Sprechen gemacht sind. Bereits abgeschlossen ist die Übersetzung der Beurer Benediktiner. Teilveröffentlichungen liegen vor von Schedl, Goldberg und Stier<sup>7</sup>. In Arbeit ist eine Psalmenübersetzung

<sup>4</sup> Zu Bubers Bibelübersetzung siehe Lohfink, Norbert in dieser Zschr. 169 (1962) 444–454, jetzt auch in Lohfink: Das Siegeslied am Schilfmeer. Frankfurt 1965, 244–261. Siering, Johann: Martin Buber. Die Schriftwerke, in: Neue Deutsche Hefte, nr 88 (Juli/August 1962). Hohoff, Curt: Martin Bubers Übertragung der Schrift, in: Merkur (1963) 477–485. Stier, Fridolin, Die Sprache der Botschaft, in: Bibel und Leben 4 (1963), 147–154.

<sup>5</sup> Bubers „Buch der Preisungen“ ist 1937 erstmals erschienen. Daß die revidierte Lutherübersetzung (Stuttgart 1965) an Buber vorbeiging, ist begreiflich. Auf katholischer Seite ließen Guardini, Schenk und die Beurer Benediktiner in ihrer Übersetzung (Freiburg 1962, Herder-Taschenbuch D 7) Buber unbeachtet.

<sup>6</sup> Letzte Revision der Züricher Bibel 1907–1931; jüngste Revision der Lutherbibel Stuttgart 1965. Guardinis Übertragung erschien in München 1950.

<sup>7</sup> Hinter der Übersetzung der Beurer Benediktiner steht vor allem Beron, OSB. Wir zitieren sie hinfort unter seinem Namen. Schedl, Claus: Psalmen. Im Rhythmus des Urtextes. Eine Auswahl. Klosterneuburg 1964. 95 S., Glanzfolio DM 13,50. Goldberg, Arnold M.: Neues Psalmenbuch. 1. Folge Freiburg 1961, 2. Folge 1963 (erschieden als Volksausgabe und als Ausgabe für Kantor, Chor und Orgel). Stier, Fridolin: Psalmen. Schallplatte mit Textbeigabe. Düsseldorf: Patmos 1965. Schedl, Goldberg und Stier haben erst einen Teil des Psalters übertragen, Stier erst 14 Psalmen.



für das interdiözesane Kirchengesangbuch der deutschen Schweiz von Ruckstuhl<sup>8</sup>, vor allem aber der Psalter der deutschen Einheitsübersetzung. Im Gegensatz zu Schenk, der in seiner deutschen Brevierausgabe im ganzen Guardinis Psalter übernahm, bietet Morant in seiner Brevierausgabe eine eigenständige Übersetzung<sup>9</sup>. Ergänzend und vergleichsweise sollen in unseren Überlegungen zur sprachlichen Gestalt die Psalmen zweier vielbenutzter katholischer Lesebibeln, der Echterbibel mit der Psalmenübertragung von Nötscher und der Pattlochbibel in der Übertragung von Hamp, berücksichtigt werden<sup>10</sup>.

Von Übersetzungen wird als erste Eigenschaft Treue gegenüber dem Original verlangt. Das gilt in besonderer Weise gegenüber einem autoritativen Text, wie ihn in höchstem Grad die Bibel vorstellt. Grundsätzlich stimmen fast alle Übersetzer der Bibel, hier der Psalmen, überein, daß der Urtext nicht verfälscht, d. h. möglichst genau und sinngerecht wiedergegeben werden muß. Was als allgemeines Prinzip fraglos erscheint, stößt bei der Ausführung auf Schwierigkeiten. Wörtliche und sinngemäße Genauigkeit fallen nicht zusammen. Es ist bedeutend leichter, einen zeitgenössischen französischen oder englisch-amerikanischen Text ins Deutsche zu übertragen als einen vorabendländischen, aus einer uns fremden Gesellschafts-, Kulturstufe und Vorstellungswelt stammenden, der grammatikalisch, etymologisch und semantisch einer ganz anderen sprachlichen Struktur und Geschichte angehört. Es versteht sich von selbst, daß diese ganz andere sprachliche Struktur vom Übersetzer erst einmal wahrgenommen werden muß. Daran schließt sich dann die Frage, ob eine Nachahmung dieser anderen sprachlichen und dichterischen Struktur im Deutschen möglich, wieweit sie notwendig und sinnvoll ist. Sie betrifft z. B. die Parataxe (die häufig durch Hypotaxe wiedergegeben wird), die *figura etymologica*, also die Wiedergabe gleichstämmiger Worte in der Ursprache durch Worte gleichen Stamms in der Übersetzungssprache, das Festhalten an wiederkehrenden Leitworten, die verschiedenen Formen des Gliederparallelismus<sup>11</sup>, den akzentuierenden Rhythmus, die Bilder und Redewendungen, von denen manche, wörtlich übertragen, nicht mehr verständlich sind. Welche sprachliche Ebene soll, wenn schon paraphrasiert werden muß, gewählt werden, die umgangs-

<sup>8</sup> Bis jetzt ist nur ein Vorabdruck einiger Psalmen zugänglich: Psalmenmesse V und Meßgesang, Luzern 1964. Da diese Psalmenübersetzung sich an von Musikern aufgestellte Strophenmodelle hält und sich deshalb häufig vom Urtext löst, scheidet sie für unsere Untersuchung aus.

<sup>9</sup> Deutsches Brevier. Vollständige Übersetzung des Stundengebetes der römischen Kirche. Hrsg. von J. Schenk. Regensburg (Pustet) 41964. „Alle den Psalmen entnommenen Texte wurden nach Möglichkeit der Übersetzung von Romano Guardini angeglichen“ (Vorbemerkung, ebd.). – Das Psalmengebet. Übersetzt und erklärt von P. Morant OFM Cap. Freiburg (Herder) 21963. Dieser Psalmtext ist identisch mit dem von Morant herausgegebenen deutschen Brevier. Freiburg (Herder), o. J. (1965).

<sup>10</sup> Nötscher, Friedrich, in: Echterbibel Bd. 4. Würzburg 1959. Hamp, Vinzenz, in: Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Aschaffenburg: Pattloch 21965. Altarbibel, Großformat, Lw. DM 58,—.

<sup>11</sup> „Das Besondere an der Form der biblischen Poesie ist der sog. ‚Parallelismus membrorum‘ . . . Ein Gedanke wird in zwei Sätze oder Satzhälften aufgespalten, die dann als zwei sich entsprechende Glieder zusammengehören. Die beiden Glieder können gleichen oder gegensätzlichen Inhalts sein, oder aber das zweite Glied ergänzt das erste und führt es fort. So redet man von synonymem, antithetischem und synthetischem Parallelismus. Eine besondere Form des synthetischen ist der Stufenparallelismus, wobei ein oder mehrere Worte des ersten Gliedes aufgenommen und erweitert oder gesteigert werden.“ (Nötscher, Friedrich: Echterbibel Bd. 4. Würzburg 1959, S. 11.)



sprachliche, die metaphorische, die begriffliche? Wieweit darf, muß in unserer zugleich bildüberfluteten und bildentleerten Zeit das archaische Bild und seine Welt festgehalten werden? Ausschließliche Wort-, Bild- und Redetreue wäre ein Extrem – eine möglichst vollständige Übertragung, sei es in unsere theologisch begriffliche Vorstellungswelt oder in die umgangssprachliche Vorstellungswelt des Bundesbürgers, wäre ein anderes. Sowohl eine vorschnell und einseitig theologisch-begriffliche wie eine paraphrasierende Angleichung an durchschnittsbürgerliche Vorstellungsinhalte, Ausdrucksschemata und Assoziationskräfte hätten eine Glättung, Verflachung, Verharmlosung und Verarmung zur Folge. Dem Horizont des möglichen Bibelverstehens und Betens wäre dann der theologische Begriff, bzw. die bürgerliche Vorstellungswelt von vornherein als Grenzziehung vorgegeben<sup>12</sup>. Eine ursprüngliche Begegnung mit der nicht abendländisch-theologischen Begriffs- und Vorstellungswelt der Bibel würde von vornherein verhindert oder zumindest abgeschwächt. Wie aber sollte oder könnte ein Kompromiß aussehen? Eine Übertragung, die von unserem gegenwärtigen Vorstellungs- und Ausdrucksvermögen einerseits und von der christlichen Begriffstradition andererseits nicht völlig absehen kann und dennoch beide aufsprengen muß, um über alle Fixierungen und Klischierungen zum ursprünglichen Wort der Offenbarung in seiner konkreten Geschichtlichkeit vorzustoßen? Für eine Übertragung zu liturgischem Gebrauch muß auch gefragt werden, ob sie vom römisch-liturgischen, also vom lateinischen, oder aber vom hebräischen Grundtext ausgehen soll. Was für eine neue Bibelübersetzung als solche selbstverständlich, ist es für den liturgischen Gebrauch, wie die Psalterübertragungen Guardinis und der Beuroner Benediktiner (Beron) zeigen, offenbar noch nicht<sup>13</sup>.

Der Sprachgestalt kommt nicht bei allen Textgattungen die gleiche Bedeutung zu. Informative Texte, wissenschaftliche Texte, Berichte, Beschreibungen können, meist ohne Schaden des Inhalts, auch in anderer Sprachgestalt wiedergegeben werden. Daß es auch hier eine besonders sachgemäße und angemessene Gestalt gibt, soll nicht bezweifelt werden. Aber ihr Inhalt ist, bis zu einem gewissen Grad ohne Substanzverlust, von der Form ablösbar, weil er nicht mit ihr identisch ist. In einem dichterischen Text sind Aussageinhalt und Aussageform geeint. Sie durchdringen sich wie Leib und Geist. Wie menschlicher Geist nur in seiner Verleiblichung, so kommt dichterische Aussage nur in der Form zu sich selbst, wird nur in der Form faßbar. Aus diesem Grund kann der dichterische Gehalt außerhalb

<sup>12</sup> Eine solche radikale Übertragung biblischer Texte in unsere durchschnittliche Vorstellungswelt geschah in: Das Neue Testament für Menschen unserer Zeit. Bild- und Textredaktion von J. Kuhn und H. Riethmüller. 1. Teil, Stuttgart 1964 (Quell-Verlag; eine Lizenzausgabe erschien bei Butzon & Bercker, Kevelaer). Bei Theologen-Übersetzern fiel bisher meist ihre Begriffssprache auf.

<sup>13</sup> „Grundsätzlich müssen die Übersetzer das Medium der lateinischen Übersetzung jetzt durchbrechen und sich der Sprache und dem Denken öffnen, die ihnen aus dem Urtext entgentreten, und eine unmittelbare Vereinigung des Deutschen mit dem Hebräischen des AT und mit jenem recht seltsamen Griechisch versuchen, in dem das NT geschrieben ist“ (Schlier, Heinrich: Erwägungen zu einer deutschen Einheitsübersetzung, in: Besinnung auf das Neue Testament II, Freiburg 1964, 63–82, Zitat 66). Die Lage wird noch verworrener durch die römischen Ausführungsbestimmungen der Liturgiekonstitution.



seiner Gestalt weder gemäß wahrgenommen noch mitgeteilt werden. Je dichterischer ein Text, desto stärker ist seine Form, desto notwendiger seine Gestalt, desto weniger ablösbar ist die Aussage von der Aussageweise, desto härter widersteht er der Abnutzung bei häufigem Gebrauch. Eine starke sprachliche Form ist niemals Nebensache oder Luxus, vielmehr Ausweis, Zeugung und Zeugnis des menschlichen Geistes im Wort.

Nicht alle Bücher der Bibel sind dichterische Aussage, nicht alle Dichtungen in der Bibel in gleichem Maß dichterisch. Die Psalmen sind in hohem Grad dichterische Gebilde. Eine korrekte Wiedergabe des Inhalts genügt für eine sachgerechte Übertragung nicht, ist sogar in sich widersprüchlich. Gemäßheit der Übertragung wird erst auf der Stufe der Gestalt erreicht. Nur in der Gestalt kommt der Gehalt zu sich selbst, wird er faßbar, erreicht er seine Kraft, kann er aufleuchten, sich dem Sprecher übertragen, den Hörer beeindrucken. Eine bloß grammatikalische Kenntnis der deutschen Sprache kann für eine Übertragung des Psalters nicht genügen. Grammatikalische Kenntnis schafft keinen Stil. Echte Gestaltung verlangt schöpferische Kraft. Stilfähigkeit verlangt stilistische Bildung.

Alle dichterische Gestalt zeigt drei Grundaspekte. Der amerikanische Lyriker und Schriftsteller Ezra Pound hat die klassische Nomenklatur für unser Jahrhundert neu entdeckt. Phanopoieia, Melopoieia, Logopoieia heißen ihre Schlüssel. Phanopoieia: Wort und Sinn müssen im Bild aufscheinen. Melopoieia: Klang und Rhythmus gehören zum Wort. Logopoieia: das Wort, und mit ihm der Sinn, muß verdichtet werden. Sinndichte erfordert Auswahl der Worte, bewußte Setzung im Satzgefüge, Auslassung von Füllworten, das treffende Wort, die Spannung des Wortes in Bild, Rhythmus und Satz<sup>14</sup>. Bild, Rhythmus und Wort wollen gesucht, geprägt, geeint werden. Gestaltwerdung ist vorab Einswerdung. Der Text der Lutherbibel ist eine stilistische Einheit. Man kann die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts nicht ohne Schwächung und Stilbruch mit der des zwanzigsten mischen. Stilmischung wirkt sich auch als Stilanleihe fatal aus. Sprach- und stilschwächere Übersetzer schleusen zur Aufhöhung ihres Textes heutzutage öfters Bubersche Formulierungen, Prägnanzen, Härten in ihr vergleichsweise weiches, ungepflegtes, unscharfes, von heterogenen Ablagerungen aufgeschwemmtes Satzbett ein.

Was weniger ist als gestaltetes Wort und stilistische Einheit ist auch als liturgisches Wort zu wenig. Aufschmückungen vermögen wenig, verraten das Sentimentale und Klischierte, die gescheute Mühe nach besserer Findung schnell. Keine Weihrauchwolke erhebt das stilschwache Wort zum stilistischen. Wir sind kritisch geworden gegen das Nebulose. Geformte Sprache wird die Ohren öffnen, den Glauben wecken, das religiöse Bewußtsein stärken, zum Beten locken. Ist aber, so müssen wir weiter fragen, das texttreu übertragene und geformte Wort schon

<sup>14</sup> Vgl. Pound, Ezra: ABC of Reading. New York 1934. Deutsch von Eva Hesse. Frankfurt 1960, 47.



von selbst liturgisch verwendbar? Liturgisches Wort ist gesprochenes Wort der zu kultischer Feier versammelten Gemeinschaft. Jedes gestaltete Wort ist sprechbares Wort. Aber nicht jedes sprechbare Wort ist schon sakrales Wort. Sakrales Wort schließt als Wort der Gemeinschaft ungehörige Subjektivität, Manierismen, einen Satzbau, der unmittelbares Verstehen unnötig erschwert, aus. Als Wort der zu kultischer Feier versammelten Gemeinschaft weist es eine dieser Würde nicht entsprechende Wortwahl und Stillage von sich. Wer jedoch meint, idealisierende Klischees brächten eine hohe Sprachebene hervor und eine konkrete Realsprache verhindere diese, täuscht sich. Gerade die Sakralsprache der Bibel zeigt, daß sie sich von den Realien und der möglichen Erfahrungs- und Ausdrucksebene ihrer Umwelt wenig entfernt. Die religiöse Sprache des neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts zeigt deutlich einen Realverlust, die Tendenz zu unwirklichen und abgezogenen Idealisierungen. Diese Tendenz wäre zu überwinden. Vor klassizistischen Aufgüssen wird man sich ebenso hüten müssen wie vor artistischen Manierismen, vor einer allzu handlichen theologischen Begriffssprache nicht weniger als vor einer Verdünnung des Realen, Geschichtlichen und Ungefügen.

#### BEOBAHTUNGEN ZUR DEUTSCHEN TEXTGESTALT

Obwohl die Psalmen in ihrem zerlesenen und zersungenen Text größere textkritische Schwierigkeiten bieten als andere Bücher der hebräischen Bibel und ihre dichterische Sprache seltene und nur schwer entzifferbare Wörter und Formen häufiger aufweist, darf beim Stand der heutigen Textkritik und der Kenntnis der hebräischen Sprache ein kritisch vertretbarer Urtext und eine grammatikalisch richtige, d. h. von diesem Text her vertretbare Übersetzung vorausgesetzt werden<sup>15</sup>. Natürlich wissen gerade die sensiblen Übersetzer, daß „noch manch dunkles Wort der hebräischen Bibel auf klärendes Licht wartet“<sup>16</sup>. Für unsere Betrachtung der deutschen Sprachgestalt sehen wir von der textkritischen Seite der Übertragungen ab und wenden uns allein der Wortgestalt zu.

#### Einzelwort

Schon das Einzelwort zeigt die Schwierigkeit der Wahl. Für viele Worte einer archaischen Sprache bietet die differenzierte Spätsprache mehrere sinngleiche, genauer, sinnähnliche Worte, sogenannte Synonyma, an. Umgekehrt ist in einigen

<sup>15</sup> „Den Urtext übersetzen, das bedeutet aber zunächst, sich auf eine möglichst gesicherte Lesart einigen. Schon hier wird sichtbar, daß Übersetzen exegetische Entscheidungen voraussetzt, unter Umständen eine solche, die nach wie vor anfechtbar bleibt.“ (Schlier a.a.O. 66.) Schlier hat ausdrücklich die neue Einheitsübersetzung im Auge.

<sup>16</sup> Stier, Fridolin: Die Wörter und das Wort. Von den Sprachen der Heiligen Schrift, in: *Hochland* 1958/59, 338–347, Zitat 343.



Sinnbereichen, z. B. im Wortfeld „Gnade“, die hebräische Sprache reicher an Wortvarianten. Die Wahl des einen Übersetzungswortes schließt andere, im hebräischen Grundwort vielleicht ebenfalls enthaltene Aspekte und Akzente aus. Hebräisch *nākōn* aus Psalm 108/107, 2 wird von den Übersetzern mit „bereit“, „fest“ und „getrost“ wiedergegeben<sup>17</sup>, das hebräische *kābōd* aus dem gleichen Vers mit „Seele“, „Gemüt“ und „Ehre“<sup>18</sup>. Für hebräisch *ʿaddīr* aus Psalm 8, 2 lesen wir in den von uns zugrunde gelegten Übertragungen „wunderbar“, „herrlich“, „gewaltig“ und „hehr“<sup>19</sup>. Alles sinnähnliche Worte. Sie kreisen insgesamt das Bedeutungsfeld des Grundwortes ein, suchen die Sinnmitte, müssen aber, da sich kaum jemals zwei Worte zweier so weit auseinanderliegenden Sprachen völlig decken, wählen. Bald betrifft die Wahl das weitere oder engere Bedeutungsfeld, bald die Akzentuierung des einen oder anderen Aspekts, bald die Stillage des Worts, seine Aura, das historische Gewand. „Fest“ und „getrost“ qualifizieren die gleiche Gefäßtheit des Herzens: „Fest“ ist recht objektiv, aber allgemein; „getrost“ hingegen ein spezifisch christliches Wort, mit dem schon die ersten deutschen Missionare „consolatio“ wiedergaben, das aber im weltlichen Bereich entweder nicht mehr (Konsequenz einer profanen Gesellschaft) oder nur noch anrühlich verwendet wird. Soll man „getrost“ deswegen ausscheiden? Was sollte dann aus dem (allerdings auf einem anderen hebräischen Wort beruhenden) deuterojesajanischen „Tröstet, tröstet mein Volk“ (Is 40, 1) werden? Oder sollte man die urmissionarische Prägung nicht gerade bewußt zurückholen und sprachlich in einen solchen Satz und Zusammenhang setzen, daß die verächtliche Vokabel vom christlichen „Trostmarkt“ schwierig bestünde? Übersetzt man statt „getrost“ „bereit“, so betont man die willentliche innere Verfaßtheit, den persönlichen Entschluß. „Fest“ und „getrost“ meinen mehr den erreichten und anhaltenden Zustand, „bereit“ visiert schon das Kommende, den punktuellen Absprung an. Zu Luthers Zeit war „bereit“ ein gewichtiges Wort. Shakespeares sterbender Hamlet spricht: „Bereitsein ist alles“. Bereitsein war ein ethisches Ideal. Heute ist dieses Ideal madig gemacht, das Wort zerfasert. „Bereitschaftspolizei“, „Bereitschaftsdienst“, „Einsatzbereitschaft“, „Kriegsbereitschaft“ und andere anonyme und unfreiwillige „Bereitschaften“ haben bis zum „Appell an die Opferbereitschaft“ unser Bereitsein zerschossen. Wofür soll sich der geplagte und kritisierte Übersetzer entscheiden? Greift er nicht in jedem Fall daneben? Nicht in jedem Fall! Für Luther war „bereit“ und für Buber ist „fest“ stilecht. Wir halten auch „getrost“ für überlebar. Es kommt auf den Zusammenhang an, auf den Stil, die Dichte. Bei Guardini und Schedl wirkt „bereit“ blaß. Nötschers „Fest ist mein Mut“ steht erratisch.

<sup>17</sup> „bereit“: Luther 1524/28, Zürcher Bibel, revidierte Lutherbibel, Guardini, Schedl; „fest“: Buber, Nötscher; „getrost“: Beron, Morant, Hamp.

<sup>18</sup> „Seele“: Guardini, Beron, Morant, Zürcher Bibel, revidierte Lutherbibel; „Gemüt“: Nötscher, Hamp, Schedl; „Ehre“: Luther in allen drei Fassungen, Buber. Hier spielt allerdings die philologische Möglichkeit hinein, daß die hebräische Konsonantengruppe *kbd* verschiedene Werte repräsentiert.

<sup>19</sup> „wunderbar“: Guardini, Beron, Morant; „herrlich“: Luther in allen drei Fassungen, Zürcher Bibel, Buber, revidierte Lutherbibel; „gewaltig“: Nötscher, Hamp; „hehr“: Stier.



Das Kolon verliert schon im nächsten Halbvers an Kraft. Der „feste Mut“ muß das „Gemüte“ ehelichen und gerät einige Zeilen später in den Sog des unreflektiert metaphorisch klischierten „himmelweit ist deine Gnade“. Er zerbröckelt im unfesten sprachlichen Gefüge. Stil ist die Einheit aller Worte, die Einheit von Satz, Sinn, Rhythmus und Bild. Guardini und Beron, beide vom lateinischen Psalterium Pius' XII. ausgehend, nennen den Namen des Herrn „wunderbar“. Als Übersetzung von lateinisch „*admirabile*“ bot es sich an. Vom Hebräischen her war es nicht notwendig, obschon sich auch Morant, der vom hebräischen Grundtext ausgeht, für „wunderbar“ entschied. Im Deutschen ist längst alles das „wunderbar“ geworden, was mit dem Wunder oder Verwundern im religiösen Sinn nichts mehr gemein hat. „Wunderbar“ ist heute der Ausblick von einer Hotelterasse, eine gelungene Fußballkombination, ein neuer Damenmantel, eine nicht zur Gänze langweilige Party. Man müßte das Wort schon entsprechend aufladen, in eine Wortfolge setzen, die aufhorchen macht, um es aus dem Sog des Gewöhnlichen und Platten herauszuholen und ihm etwas von seiner ursprünglichen Prägung zurückzugeben. Gottes „wunderbarer Name“ war für Nichtsemiten immer schon schwierig und ist längst zum Klischee erstarrt. Sollte man nicht Gottes Namen aus dieser Fessel befreien? Mit dem Attribut „gewaltig“ wird sich Gottes Name bei uns ebenfalls schwer tun. „Herrlich“ und „hehr“ sind beide vom gleichen Stamm; „hehr“, das ältere und strengere, wird heute nicht mehr gebraucht, „herrlich“ nicht mehr in seinem ursprünglichen, sondern nur noch in bedeutungsgeschwächtem, dem „wunderbar“ ähnlichen Sinn. Verwendet ein Übersetzer das archaische „hehr“, muß er sich vor Stilbrüchigkeit hüten; verwendet er „herrlich“, muß es mehr werden als eine „herrliche Fußballkombination“. Berons „Herr, unser Gott! Wie wunderbar ist auf der ganzen Erde dein Name“ („unser Gott“ ist falsch übersetzt) heißt bei Stier: „Herr, unser Herrscher, wie hehr ist dein Name im All der Erde“. „Herr“, „Herrscher“, „hehr“, das ist *figura etymologica*, dreimal der gleiche Wortstamm. Der Hörer horcht auf. Der Name Gottes ist „hehr“. Die deutsche *figura etymologica* steht außerdem für eine hebräische Assonanz: *'adon – 'addir*. Allerdings erscheint uns das letzte Kolon, „im All der Erde“, vom Sinn her verunglückt. Die Erde kann heute weniger denn je als All bezeichnet werden.

## Wortschicht

Die Wortschichten und Wortebenen, denen die einzelnen Worte entnommen sind, müssen sich im Satzganzen vertragen und zu einem Werkganzen zusammenschließen. „Huld“ und „hehr“ z. B. gehören einem historischen Wortschatz und einer hohen Sprachebene an, die „Mühsal“ dem Vokabular der Großeltern; „Maul“, für den Menschen gebraucht, ist entweder ordinär oder Schimpfrede, jemand „den Garaus machen“ ist ausdrucksstark, anschaulich, wirklichkeitsgela-



den<sup>20</sup>. Im Umkreis klassizistischer Formulierungen wären „Maul“ und „Garaus“ Fremdkörper. „Huld“ ist in der heutigen Gesellschaftsordnung keine Realität mehr, in der Sprache der Gegenwart nicht mehr existent, „Gnade“ nur noch ein theologischer Begriff. „Güte“ wird allenfalls noch von einer guten Tante ausgesagt oder am offenen Grab. Für Luther hatte „Güte“ (althochdeutsch ein i-Abstraktum, guot-i) noch Kraft, entsprach ungefähr heutigem „Gutsein“. Daß sich Guardini, Nötscher und sogar der revidierte Luthertext bei der Übersetzung von *hesed* für den theologischen Begriff, also für „Gnade“ (Ps 108/107, 5), entscheiden, Buber aber auf das ursprünglich erfahrbare, in einer konkreten sozialen Ordnung begründete „Huld“ (das Verhältnis des Gefolgs- bzw. Lehensherrn gegenüber dem Gefolgs- bzw. Lehensmann) zurückgreift, ist einsichtig. Gegen Bubers „Huld“-Übersetzung ist stilistisch nichts einzuwenden, weil er grundsätzlich dem erfahrbaren, konkreten, geschichtlich wirkmächtig gewordenen Wort den Vorzug gibt. Schwieriger wird es, wenn sich – wohl im Anschluß an Buber – auch Hamp für „Huld“ entscheidet, weil es hier, mangels eines so strengen und überzeugenden stilistischen Einheitsprinzips wie bei Buber, nicht die gleiche Kraft und innere Notwendigkeit erreicht. Noch schwieriger wird es bei Schedl, der hier (Ps 108, 5) „Huld“ setzt, an anderer Stelle aber – entgegen dem Buberschen Leitwortprinzip, daß wiederkehrende Grundworte mit dem gleichen Übersetzungswort wiederzugeben sind – „Gnade“ gebraucht (Ps 118/117, 1–4). Auch wenn man am Leitwortprinzip nicht so rigoros wie Buber festhält, so ist man dennoch gebunden gegenüber diesem zentralen biblischen Strukturprinzip der sprachlichen Einheit, Dichte, Assoziation und Wiederkehr des Gleichen als Erfahrung und Deutung der Geschichte des Volkes wie des einzelnen. Deshalb kann der Übersetzer, der um die Unzulänglichkeit aller unserer „Gnade“-Synonyma gegenüber dem hebräischen *hesed* weiß, nicht nach Gutdünken dem modernen Leser mehrere Möglichkeiten nebeneinander anbieten. Wechselt Schedl zwischen „Huld“ und „Gnade“, so Beron zwischen „Huld“, „Güte“, „Gnade“ und „Erbarmen“ (vgl. Ps 5, 8, 25/26, 3, 116/117, 2 und 135, 136). Morant gebraucht neben diesen vier Synonymen (vgl. Ps 137/138, 2, 137/138, 8, 105/106, 7, 116/117, 2, 135/136) sogar noch ein fünftes, nämlich „Liebe“ (Ps 105/106, 1, 106/107, 1). Hier ist kein Leitwort, kein zentrales Erkenntnis-, Erinnerungs- und Ausdruckswort für das Grundverhältnis des Bundesgottes zu seinem Volk und zu jedem einzelnen mehr vorhanden. Keines der gebrauchten Worte sagt jetzt zwingend dieses Grundverhalten aus. Jedes hat teil an der Schwäche eines Versatzstückes. Was bedeutet bei Beron oder Morant „Huld“? Bubers Text zwingt den Hörer, auf die ursprüngliche Realität von „Huld“ zurückzudenken. Wo man statt „Huld“ „Güte“ oder „Erbarmen“ oder „Liebe“ sagen kann, ist diese Notwendigkeit nicht gegeben. „Huld“ wird hier nur noch metaphorisch verwendet und wirkt als Vokabel anti-

<sup>20</sup> Stier. Ps 73, 9 und 46, 10.



quiert. Guardinis Vers: „Gedenke meiner, o Herr, nach der Huld, die Du hast für Dein Volk“ (Ps 105/106, 4 – im Grundtext steht an dieser Stelle nicht *hesed*, sondern *rāṣōn*) bleibt überdies im Latinismus stecken. Das „nach“ riecht nach lateinisch „secundum“, bzw. „pro“. Der relativische Anschluß des Nebensatzes ist im Deutschen unschön und unnötig. Von den fünf bedeutungsschwachen Worten zwischen „Huld“ und „Volk“ können drei eingespart werden. Der Text wird dichter, der Rhythmus flüssiger, sobald man Füllsel ausstößt. Bei Hamp lautet der Vers: „Gedenke meiner, Herr, in deiner Liebe zu deinem Volk.“ „Liebe“ für hebräisch *rāṣōn* ist wohl gesetzt. Der relativische Anschluß fällt weg. „Gedenken bei“ kam dem Übersetzer offenbar altertümlich vor. Es ist dennoch richtig, und deshalb muß es heißen: „Gedenke meiner, Herr, bei deiner Liebe zu deinem Volk.“

Auf klassizistischer Sprachebene besitzt der Mensch immer einen „Mund“. Fragt sich nur, ob der „Mund“ in jedem Fall zutrifft. Warum soll man etwa den „Prahler“ in Psalm 73/72, 9 einen „Mund“ verleihen, wo ihnen doch ein „Maul“ viel besser paßt? Es ist nicht nur kräftiger und anschaulicher, sondern wertet auch moralisch. „Maul“ (Stier) qualifiziert die „Prahler“ kraft des eigenen Worts und ohne weitere Attribute. Bei Guardini heißen die hochmütigen Mundbesitzer freilich die „Gottlosen“. Wiederum ist es das allgemeinste Wort. Nötscher, Beron und Hamp entscheiden sich für „Frevler“. Treffend bezeichnen Buber und, im Anschluß an ihn, Stier sie als „Prahler“. Jetzt treten die Gottlosen aus dem Unbestimmten heraus, gewinnen Aussehen und Gestalt. Es handelt sich nicht mehr um Gottlosigkeit im allgemeinen, sondern um konkrete und lebendige Prahlerei. Es ist nicht gleich, ob der Sänger David, seiner Feinde sich erinnernd, sie zertrat „wie Unrat der Straßen“ (Guardini, Ps 17/18, 43) oder „wie Gassenkot“ (Buber)<sup>21</sup>. „Unrat“ neutralisiert, ästhetisiert, verallgemeinert; „Gassenkot“ macht den Vergleich anschaulich und kraftvoll. Will religiöses Sprechen wieder Kraft gewinnen, so darf man das Reale weder scheuen noch verschleiern. Worte wie „Prahler“, „Maul“, „Gassenkot“ holen das Reale ins religiöse Wort zurück, überwinden das neunzehnte Jahrhundert. Wenn von den „Prahler“ gesagt wird: „Gesund ist ihr Leib und wohl bei Kräften“ (Ps 73/72, 4 b, Guardini), so ist das blaß gegenüber der Übersetzung: „Gesund und feist ist ihr Wanst“ (Stier), zumal das mit „Wanst“ übersetzte Wort Hapaxlegomenon ist. Niedriger Stil? Wir meinen Texttreue und Sinn für das Wirkliche.

## Verben

Kraftmindernd oder -mehrend wirken auch die Verben. Man spreche einmal nacheinander Ps 18/17, 40 in den folgenden Versionen:

<sup>21</sup> Nötscher und Hamp haben Bubers „Gassenkot“ übernommen. Berons „Straßenkot“ ist ein abschwächender Kompromiß.



Du hast mich mit Kraft zum Kampf gegürtet,  
gebeugt unter meine Hand, die mir widerstanden. (Guardini)

Zum Kampfe hast du mich gegürtet mit Kraft,  
meine Widersacher hast du gebeugt unter mich. (Beron)

Du rüstest mich mit Stärke zum Streit;  
du wirfst unter mich, die sich gegen mich erheben. (rev. Luthertext)

Du panzerst mit Macht mich zum Kampf,  
duckst unter mich, die wider mich sich empörten, ... (Buber)

Buber sucht ausdrucksstarke und ursprüngliche Verben: „Du panzerst . . . , duckst unter mich, die wider mich sich empörten.“ Sie intensivieren, dynamisieren, schaffen Bewegung. Die Aussage wird gegenwärtig als Vorgang, der Vorgang als Bild. „Die wider mich sich empörten“ (starker natürlicher Wortakzent auf „wider“) sagt mehr als „die mir widerstanden“. „Empörer“ sind vom Wortsinn her solche, die Unrecht an sich reißen; „empören“ kann man sich niemals zu Recht, wohl aber „widerstehen“. Das Verbum „empören“ charakterisiert die Feinde des davidischen Sängers also genauer als das allgemeine „widerstehen“. Zusätzliche Dynamisierung erwächst dem Vers bei Buber aus dem rhythmischen Gefüge. Er ist zum folgenden Vers hinübergespannt und bildet mit ihm einen einzigen Satz. Nicht jedes durch ein Attribut gesteigerte Verb steigert die Aussage. „Tief erschüttert ist meine Seele“ (Ps 6, 4 Guardini, Hamp), „meine Seele bebt gar sehr“ (Nötscher), „meine Seele ist ganz verwirrt“ (Morant) und „meine Seele ist maßlos verwirrt“ (Schedl) leisten sprachlich weniger als das schlichte „sehr verstört ist meine Seele“ (Buber).

## Metapher

Ähnlich wie das allgemeine Substantiv und das klisierte Verb bieten sich auch die Metapher und der metaphorische Ausdruck leichter an als das treffende Bildwort. Die Qualität der Metapher läßt sich prüfen, wenn man fragt, was sie an der verwendeten Stelle leistet, ob sie nur eine Klischee-, Begriffs-, Bequemlichkeits-, vielleicht eine dem Übersetzer unbewußte Metapher ist, oder ob sie den Rang des bewußt Gesetzten, Notwendigen, Bildnerischen, Dichterischen erreicht. Das lateinische „refugium“ mit „Zuflucht“ übersetzen ist naheliegend und leicht (Ps 89/90, 1 Guardini, Beron). Zur Zeit Luthers war ein mit Mauern umgebener Ort, eine Stadt oder eine Burg, noch Stätte, zu der einer fliehen konnte. Auf Gott übertragen hatte die Metapher Erfahrungs- und Bildgrund. Treffend formulierte Luther: „Herr Gott, du bist unser Zuflucht für und für“. Heute ist „Zuflucht“



eine bloße historische Metapher, nur noch auf gedanklichem Weg, nicht der Erfahrung, erreichbar. Ihre Realitätsbasis hat sich bedeutend verringert. Auch Nötschers „Obdach“ kommt in unserem Erfahrungsbereich nicht mehr vor, wirkt von vornherein blaß. Bubers Übersetzung von hebräisch *mācōn* mit „Hag“ ist zwar bildlich, aber jugendstilhaft, pretiös, für Menschen, die in einer strengen Sachwelt leben, ungeeignet. Eine Möglichkeit der Übersetzung wäre in unserer Zeit, da jedermann nach sozialer und wirtschaftlicher Sicherheit strebt, der Begriff „Sicherheit“. Eine andere Möglichkeit in einer Zeit der Heimatvertriebenen und Welt des „unbehausten Menschen“ entdeckte Stier. „Herr, Heimat bist du uns gewesen in Geschlecht um Geschlecht.“ Der Gott der Heimat, das ist eine schöpferische Tat. Es ist eine Gottesanrufung, der erfahrbare Wirklichkeit zugrunde liegt.

Ein Übersetzer muß sich über die Bildkraft und Notwendigkeit eines jeden metaphorisch verwendeten Wortes Rechenschaft geben. Psalm 73/72, 9 lautet bei Guardini: „Den Himmel greifen sie (i. e. die Gottlosen) an mit ihrem Mund, / und ihre Zunge bedrängt die Erde.“ Metaphorische Gebilde dieser Art sind in unserem religiösen Sprechen gang und gebe. „Mund“ und „angreifen“, „Zunge“ und „bedrängen“ sind im uneigentlichen, nicht unmittelbaren Sinn gebraucht. Damit fallen auch „Himmel“ und „Erde“ in die Metaphernschürze. Der den Himmel angreifende Mund und eine die Erde bedrängende Zunge ergeben kein Bild, zeugen keine Kraft. Bei Hamp heißt es sogar: „und ihre Zunge durchschweif die Erde“. Man stelle sich eine die Erde durchschweifende Zunge vor! Unmöglich! Der Übersetzer hat nur gedacht und den Gedanken nachträglich auf ein bildähnliches Gestell montiert. Er hat nicht das Bild geschaut und schauend geprüft. Die Formulierung ist brüchig. Verminderte Bildlichkeit bedeutet für einen dichterischen, im besonderen für einen archaisch dichterischen Text Minderung der Gestalt. Weil aber Gestalt und Gehalt eins sind, wird das zugrunde liegende Reale und die Möglichkeit seiner Mitteilung gemindert. Stärker übersetzt Beron den Vers: „Gar an den Himmel wagt sich ihr Lästernaul, / und frech ergeht sich ihre Zunge auf Erden.“ „Ergeht sich“ ist ausnahmsweise von Buber übernommen. Worte wie „wagen“, „Lästernaul“ und „frech“ stellen den Vers sofort auf die Ebene der Sinndeutung und Explikation. „Läster-“ und „frech“ sind zusätzliche Attribute. Sie werden notwendig, weil das Gemeinte im Bild und im bildnerischen Vorgang selbst nicht genügend gefaßt, nicht deutlich genug ausgesagt werden kann. Man begegnet ihnen häufig in unseren durchschnittlichen Übersetzungen. Wie lautet nun der Vers bei einem sprachlichen Könnner, bei einem mit Gespür für bildstarken Ausdruck und Ökonomie des Wortes, der Buber kennt und benutzt, aber in die eigene Stilgestalt einschmilzt? Da sein Satz sich über vier Verse erstreckt, sei er ganz zitiert.

Darum schmückt Hoffart ihren Hals,  
hüllt sie Gewalt wie eine Tracht,  
tritt aus Fett ihr Blick hervor,



ziehn drüber hin des Herzens Eingebilde,  
reden sie von unten voll Bosheit,  
reden sie Verkehrtes von oben,  
setzen an den Himmel ihr Maul,  
ergeht sich ihre Zunge auf Erden. (Ps 73/72, 6–9, Stier)

Das ist ein Satz. Das sind Bilder. Das ist ein Porträt der Prahler. Nicht mehr fragwürdige Gedankenmetaphorik, sondern bildnerische Evokation und Präsenz. Man kann sie sehen, die „Prahler“, die „an den Himmel ihr Maul setzen“. Ohne Umweg über den diskursiven Gedanken erfaßt der Hörer das Bild unmittelbar und wird überdies im Erfassen emotional beeindruckt. Bei bloß gedachten Metaphern läuft der Gedanke dem Bild voraus. Dieses holt den Gedanken niemals ein. Die Aussage bleibt hinter dem Gemeinten zurück. Der gute bildnerische Ausdruck hingegen ist von keiner Begrifflichkeit einzuholen, durch keine Paraphrasierung auszuschöpfen. Ihm eignet die Qualität des Inkommensurablen. Wenn von den „Prahlern“ gesagt wird, „darum . . . tritt aus Fett ihr Blick hervor“<sup>22</sup>, so ist das stärker als die, allerdings schon in der Septuaginta enthaltene, Direktdeutung ἡ ἀδικία αὐτῶν (= *āwōnāmo* = „ihre Schuld“ statt *ēnēmo* = „ihr Auge“), die das lateinische Psalterium als „iniquitas“, Guardini und Beron als „Schlechtigkeit“, bzw. „Bosheit“ übernommen haben. In dem von Stier übernommenen Text stecken „Schlechtigkeit“ und „Bosheit“ tiefer, nämlich im Bild. Dieses redet nicht über „Bosheit“, sondern zeigt und vergegenwärtigt sie. Das ist spezifisch dichterisch. Reden über etwas bleibt außerhalb dichterischer Vergegenwärtigung. Um wieviel anschaulicher und prägnanter ist Stiers Zeile „ . . . tritt aus Fett ihr Blick hervor, / ziehn drüber hin des Herzens Eingebilde“ als die paraphrasierende Deutung: „Aus üppigem Herzen quillt ihre Schlechtigkeit, / ihre eitlen Gedanken steigen von dort herauf“ (Guardini), oder: „Aus sattem Herzen kommt herauf ihre Bosheit, ihr trügerischer Sinn bricht hervor“ (Beron), oder: „Aus fettem Herzen entspringt ihr Unrecht / und brechen ihres Geistes Lüste aus“ (Morant). Die „eitlen Gedanken“ sind Klischees. „Aus sattem Herzen“ „bricht“ selten etwas „hervor“, denn es ist träge und faul. Das beinahe zum Hilfsverb abgesunkene „kommen“ und das dynamische Verb „hervorbrechen“ kann man nicht nebeneinandersetzen, ohne stilbrüchig zu werden. „Ihres Geistes Lüste“ ist nicht nur arges Klischee, sondern auch falsch übersetzt. Kommt noch das „Herz“ hinzu. Es ist im religiösen Sprechen wahrlich genug strapaziert worden. Das „üppige Herz“, das „satte Herz“ – das ist alles Herzensvergipsung. Wenn Stier in seinem Vers von „des Herzens Eingebilde“ spricht, spürt man, was das alte Herz noch vermag und ist. Die „Prahler“, die Getäuschten und sich Täuschenden, bilden „Hoffart“, „Gewalt“ und „Feistes“ in sich hinein, überziehen mit ihren Einbil-

<sup>22</sup> Buber hat hier schon Vorarbeit geleistet mit „Aus dem Fett tritt ihr Auge hervor“. Stiers „ . . . tritt aus Fett ihr Blick hervor,“ ist nicht nur rhythmisch gespannter und um zwei Silben verkürzt. Mit „Blick“ ist bereits das menschliche Tun als zu verantwortendes gegenüber dem bloßen Organ „Auge“ gemeint.



dungen den „Blick“, färben ihn ein, potenzieren Anmaßung und Täuschung. Stiers bildnerischer Vers faßt nicht nur flächige Gedanklichkeit. Er läßt Unterschwelliges mitklingen, hat Ober- und Untertöne. Der Sinn suggeriert sich. Das vorgezogene Verb erleichtert das Verstehen.

Starke Übersetzungen erreichen die ursprüngliche Bild- und Sinndichte. Es ist nicht gleich, ob man bei einem Vers den Eindruck hat, man habe ihn als Klischee schon hundertmal gehört, oder ob man aufhorcht, weil Wort und Sinn beeindrucken. Psalm 6, 5 f lautet z. B.:

Wende Dich her, o Herr, entreiß meine Seele der Not,  
um Deiner Gnade willen errette mich.  
Ist doch im Tode niemand, der Deiner gedächte,  
und wer singt Deinen Preis in der Unterwelt? (Guardini)

Wende dich zu mir, o Herr, und errette mich,  
um deiner Barmherzigkeit willen schaffe mir Heil.  
Denn wer kann deiner bei den Toten gedenken!  
Wer in der Unterwelt vermag dich zu preisen! (Beron)<sup>23</sup>

Kehre wieder, DU,  
entschnüre meine Seele,  
befreie mich  
deiner Huld zu willen!  
Denn im Tod ist kein Deingedenken,  
im Gruftreich, wer sagt dir Dank?! (Buber)

Welche Bitte ist stärker, „wende Dich her, o Herr“ oder „kehre wieder, DU“? Welche bildlicher? „Entreiß meine Seele der Not, ... errette mich“, oder „entschnüre meine Seele, befreie mich“? Schlicht, fest und zugleich modern ohne Manierismus Bubers folgende Zeile: „Denn im Tod ist kein Deingedenken.“ Solche sprachliche Logik zwingt. Hier werden gegenüber anderen Übersetzungen nicht

<sup>23</sup> In Übersetzungen von der Art Berons wird bei aller angewandten Mühe sprachlich wenig geleistet. Das ist weithin bloß Variation zu vorliegenden Übersetzungen, ein neues Zusammenbauen bereits gebrauchter Vokabeln und Ausdrücke. Von einer profilierten Übersetzung muß man den eigenen sprachlichen Impetus verlangen, die Fähigkeit, so in den Text hineinzuhören und die eigene Sprache zu kennen, daß hin und wieder ein neuer Ausdruck Wurzel schlägt.

Morants Übersetzung schätzen wir sprachlich etwas höher. Guardini und der Zürcher Psalter sind als Vorlage erkennbar. Buber wird unauffällig (meist in Einzelworten) benutzt. Der Psalter Morants liest sich flüssig, fast zu gefällig, nähert sich manchmal einem verharmlosenden Parlandoton. Zu häufig benutzt er, unseres Erachtens, erweiternde und glättende Konjunktionen („doch“, „dann“, „dennoch“, „jedoch“, „drum“). Sie lösen die archaische Parataxe auf. Auf den ersten Blick scheint ein gefälliger Kausalnexus hergestellt. Er fällt fast immer zu eindeutig und zu leicht aus. Der Vers verliert an Ursprünglichkeit, Weite, Härte. Von latinistischen Relativsätzen kann auch er sich nicht ganz befreien. „Herr, wie zahlreich sind, die mich bedrängen“ (Ps 3, 1), auch Guardini und Beron haben den relativischen Anschluß statt „Herr, wie zahlreich sind meine Bedränger“. „Zahlreich“ ist ein typisch sekundäres Wort, weder ursprünglich und einfach, noch notwendig. Schon Buber und Guardini haben hier mit gutem Gespür „viel“ verwendet. Warum das schon von Guardini vereinfachte „Selig der Mann“ (Ps 1, 1) wieder zu „Glückselig der Mann“ werden muß, ist uns nicht einsichtig. Von solchen fromm-pathetischen Steigerungen, die im übrigen weniger leisten als das einfache Positiv, müßte man loskommen. Ein Vers wie „ich bade jede Nacht mein Bett“ (Ps 6, 7 b) als Ausdruck der Tränenfülle ist sprachlich daneben.



nur Worte umgestellt. Der Übersetzer lebt im Vollzug seines Textes. Sein Wort wird sprachliches Ereignis. Er braucht auch nicht mehr für hebräisch *še'ōl* die „Unterwelt“ zu bemühen, die dem Hörer notwendig griechische Vorstellungen weckt und die Assoziationskraft auf eine falsche Fährte lockt, bis sie ein zusätzlich gedanklicher Akt zurückholt. Sein „Gruftreich“ ist genauer, ursprünglicher, schöner. Guardini und Beron brauchen für die beiden Verse je 32 Worte. Buber kommt mit 24 aus. Für Psalm 19/18, 3–7 braucht Guardini 104 Worte, Buber nur 77, wiederum ein Viertel weniger. Der kürzere Text ist der geprägte, der genauere, der dichte. Ihm eignet sprachliche Gestalt.

## Bildaufbau

Man vergleiche einmal den Bildaufbau der beiden Übersetzer in der ersten Strophe von Psalm 19/18. Bei Guardini „jubelt's ein Tag dem anderen zu“, in Bubers Vers wird der Jubel selbst gegenwärtig: „Sprache sprudelt Tag dem Tag zu.“ Die Zeile evoziert ein Bild, einen dynamischen Vorgang, eine onomatopoesische Lautgestalt. Das hebräische Paradoxon des folgenden Verses erscheint bei Guardini, gemäß der lateinischen Vorlage, aufgelöst:

Nicht ist's ein Wort, noch sind es Reden,  
von denen der Laut nicht vernehmlich wäre;

...

Sinngleich übersetzt Schedl aus dem hebräischen Grundtext. Das ist grammatikalisch vertretbar. Aber um wieviel stärker ist das Paradoxon. Buber erfasst und bewahrt es.

Sprache sprudelt Tag dem Tag zu,  
Kunde zeigt Nacht der Nacht an,  
kein Sprechen ist's keine Rede, (Paradoxon)  
unhörbar bleibt ihre Stimme, – (synthetischer Parallelismus)  
über alles Erdreich fährt ihr Schwall,  
an das Ende der Welt ihr Geraun.

Trifft nicht die Antithetik auch die Sache selbst besser? Das Reden von Tag und Nacht ist ja zugleich ein Nichtreden, nämlich ein Nicht-in-dem-Sinn-reden wie Menschen reden. Dieses Reden-Nichtreden zeigt die Stilfigur des Paradoxon. Im andern Fall sagt man, das Reden von Tag und Nacht sei selbstverständlich vernehmbar. In Guardinis Übersetzung geht auch der synthetische Parallelismus verloren. Bei ihm „eilt“ der „Schall“ von Tag und Nacht „über die Erde“; bei Buber „fährt ihr Schwall über alles Erdreich“. Guardini spricht von dem, „was sie sagen“; bei Buber ist es sprachlich gegenwärtig als „Geraun“. Im nun folgenden Bildvorgang wird die Sonne einem Bräutigam und Helden verglichen. Man kennt die deutsche Kasusmisere der weiblichen Sonne. Ein Bildvergleich mit Bräutigam



und Held muß notwendig leiden. Den Ausweg hat wiederum Buber gezeigt. Er macht die Sonne zum „Sonnenball“, wodurch die Schaulbarkeit zusätzlich gewinnt. Bei Guardini „geht“, „eilt“, „kommt“ die Sonne, dieser angebliche „Bräutigam“ und „Held“. Ihr Tun endet medialpassivisch in: „führt sie ihr Weg“. Ein „es“ führt die stolze Bräutigam-Sonne. Der Sinn ist verständlich. Aber die Sonne ersteht nicht gestalthaft vor dem geistigen Auge. Bei Buber „fährt“ der Sonnenball aus seinem Zelt-Gemach. Er „entzündet sich“ – das ist die Wendung des passiven Partizips in die aktive Reflexivform – „zu laufen seine Bahn“. Niemand führt ihn, kein Weg und keine Bahn. Er läuft sie, wie es sich für einen Bräutigam-Helden gehört. Der Bildvorgang stimmt und wird bis zum Ende durchgehalten. Es ist kein Zufall, daß Buber in der nächsten Strophe<sup>24</sup>, dem Lob Gottes aus der *tōrā* diese „Weisung“ nicht fad schmeckend als „vollkommen“ aufzudecken braucht. Unter „vollkommen“ scheint es bei traditionellen Übersetzern nicht abzugehen. Beron versteigt sich sogar zu: „Vollkommen ist das Gesetz des Herrn, es labet die Seele.“ Das gute alte Wort „laben“ bedeutet heutzutage noch weniger als „erquicken“. Es müßte durch einen entsprechenden Sinn- und Sprachzusammenhang aufgeladen werden, damit sich seine Kraft zeige. Aber statt einer Aufladung ist es zu metrischem Zweck durch ein, in der Hochsprache längst ausgestoßenes, -e- zerdehnt<sup>25</sup>. Wie sagt Buber nun das Gemeinte? „SEINE Weisung ist schlicht, / die Seele wiederbringend . . .“ Das ist schlicht, archaisch und modern in einem. Gott bringt dem selbstentfremdeten Menschen seine Seele, sein Ich zurück. Die nur behauptete „Vollkommenheit“ und „Labung“ sind dagegen uninteressant.

## R h y t h m u s

Dem bildstarken Wort der Dichtung eignet Rhythmus. Luthers Übersetzung hat einen ursprünglichen, sinntragenden Rhythmus. Seine Revisoren haben ihn auch darin nie mehr erreicht. Der Wortsinn erstarrt, die Klanggestalt tönt im rhythmischen Satz. Wort und Bild werden mehr Wort und Bild im rhythmischen Ganzen. Rhythmus macht das Wort zugleich flüssig und gibt ihm Halt, treibt, spannt und verankert das Wort. Vielleicht ist Rhythmus das Innerste des Stils, Freiheit und Bindung in Form, am wenigsten erlernbar. Ungefähr alle neueren Übersetzer wissen um die Notwendigkeit des Rhythmus. Aber gerade hier vertragen sich am stärksten Kraft und Unkraft. Studium und Metrum vermögen Kraft nicht zu ersetzen. Rhythmus ist zuerst und über allem eine lebendige innere Kraft.

Sehr bewußt mühte sich Guardini von den überkommenen metrischen Schemata des deutschen Verses (Jambus, Trochäus, Daktylus) loszukommen. Das ist ge-

<sup>24</sup> „Strophe“ ist in den Psalmen ein schwieriger Begriff. Sie ist im hebräischen Text formal nicht vorhanden. Eine Gliederung nach Strophen ist oft von der Sinneinheit, manchmal auch vom Rhythmus her in den Übersetzungen möglich.

<sup>25</sup> So auch z. B. „entströmet“, „eilet“ (Beron), Ps 45/44, 2.



lungen. Schwieriger wird es, wenn man die erreichte rhythmische Gestalt betrachtet. F. Messerschmid hat sie in seiner „Anleitung für das gemeinsame Sprechen und Singen“ gewürdigt<sup>26</sup>. Er betont das Nicht-klassische, die „steile Fügung“ (zwei Betonungen treten ohne unbetonte Zwischensilbe zusammen), den Schwingungsraum, die Würde und Ruhe dieser Psalmenverse. Er erwähnt auch, daß dieser Rhythmus „oft mehrdeutig“ sei. Es fällt auf, daß Worte, die von Natur aus (als Einzelworte und in ihrem syntaktischen Stellenwert) unbetont sind, einen künstlichen Akzent erhalten. „Um der Ausweitung des Schwingungsraumes willen müssen aber fast in jedem Vers auch Worte, die an sich unwesentlich, beiläufig sind, vorsichtig, nicht allzukuräftig hervorgehoben werden.“<sup>27</sup> Dies bedeutet, daß Wort- und Versakzent an diesen Stellen nicht zusammenfallen, und daß der gravitatische Rhythmus durch den Aufwand künstlicher Akzentuierung erreicht wird. Der Satz wird rhythmisch aufgehört. Die Akzentdichte kommt ihm von Natur aus nicht zu. Schon die bereits gezeigte Verboſität spricht gegen eine ſolche rhythmische Dichte. Einige Betonungsbeispiele aus Messerschmids eigener Sprechanleitung verdeutlichen das Geſagte.

Áll mein Verlángen, o Hérr, liegt öffen vor Dír.

Der Tór und der Nárr gèhn gleíchermaßen zu Grúnd.

Und Deín Geſétz tráɡ ich im Hérzen<sup>28</sup>.

Werden diese Verse natürlich, ohne rhythmische Aufhöhung gesprochen, so liegt auf „mein“, „liegt“, „gehn“, „und“ kein Akzent, auf „trag“ nur ein Nebenakzent. Um die sogenannte „steile Fügung“ ist es weithin geſchehen. Der natürliche Ton dieser Verse ist weicher, weniger gewichtig. Die Verse haben in Wirklichkeit mehr schwachtonige Silben als in diesem Betonungssystem. Eine Halbzeile wie „kostbarer sind sie als Gold“ (Ps 19/18, 11) hat nur zwei naturbetonte Silben, die erste und die letzte. Dazwischen stehen fünf schwachbetonte. Zugegeben, daß sich eine Vertonung mit solchen Versen verhältnismäßig leicht tut, weil sie einem zusätzlichen musikalischen Rhythmus nicht nur keinen Widerstand entgegensetzen, sondern wegen ihrer eigenen rhythmischen Armut ihn geradezu brauchen. Das von Messerschmid angegebene rhythmische Schema ist bereits ein Überrythmus, der den natürlichen Satzrhythmus aufhört. Der Vers hat von Natur keine starken Aufgipfelungen. Dem natürlichen rhythmischen Ablauf wird künstlich der Rücken gesteiſt. Stilistisch betrachtet ist das ornamental und klassizistisch.

Die hebräische Poesie kennt offenbar keine Metren im abendländischen Sinn. Ihr Betonungssystem ist akzentuierend. Nur die Anzahl der Hebungen, nicht aber der Senkungen sind von Bedeutung. Das galt auch für die germanische Stabreimdichtung. Regelmäßige metrische Abfolge ist eine Verfeinerung, die die Frühzeit nicht kannte. In neuerer Zeit haben sich die Freien Rhythmen (ſchon Klopstock

<sup>26</sup> Anhang zu Guardinis Psalmenübertragung. München 1960.

<sup>27</sup> Ebd. 257 f.

<sup>28</sup> Hauptakzent = ´, Nebenakzent = `.



handhabte sie meisterlich, Hölderlin genial) fast im ganzen europäischen Raum sehr bewußt von der Bevormundung einer starren Metrik losgesagt. Das akzentuierende System der althebräischen, der altdeutschen und der spezifisch modernen Poesie liegen also gar nicht so weit auseinander. Ist aber der äußere Halt, das Korsett des Metrums nicht mehr gegeben, muß der natürliche Wort- und Satzton mehr leisten. Metrische Verse verdecken die sprachliche Undichte, freirhythmische enthüllen sie sofort. Der freirhythmische Vers verleiht innerhalb der Zeile keinen zusätzlichen Akzent. In dieser Hinsicht ist er strenger als der metrische.

Schedl meint in seiner Psalmenübersetzung mit dem Untertitel „Im Rhythmus des Urtextes“, im ganzen deutschen Sprachraum gebe es keine Übertragung, „die den Rhythmus der Ursprache ernst nimmt. Hierin“, schreibt er, „liegt das Neue der vorliegenden Ausgabe.“ Schedl zählt die Akzente des hebräischen Verses. „Nach der Anzahl der Akzente in beiden Vershälften unterscheidet man z. B. Doppeldreier (3+3), Doppelvierer (4+4), oder zu ungleichen Hälften den Fünfer (3+2). Dazu gibt es noch den Langvers zu (3+3+3) und (4+4+4) Akzenten, und wohl auch den Kurzvers zu (2+2) Akzenten.“<sup>29</sup> Für seine Übertragungen gibt er jedesmal das Akzentsystem an. Schon Nötscher hat mit Recht eine so eindeutige Erkennbarkeit der Akzente bezweifelt. „Im einzelnen“, schreibt er, „steht oft gar nicht fest, welche Silben als Hebungen zu gelten haben. Das macht Bestimmung und Unterscheidung des Metrums von vornherein unsicher...“<sup>30</sup> Wie kommt es, daß Schedls Verse dennoch wenig rhythmische Kraft ausstrahlen? Sie flüchten sich zu früh in ein quasi-metrisches Schema, in die Befolgung einer äußeren Norm. Die Regeln werden fast schülerhaft erfüllt. Schedls Rhythmus strömt nicht aus innerer Kraft. Er hat wenig syntaktische Spannung. Die Bewegung des Verses greift nicht recht aus, und der Wortsinn ist zu wenig gestaut. Regelmäßigkeit schafft noch keinen Rhythmus. Die schwachtonigen e-Silben zu metrischem Zweck reihenweise auszustoßen verstößt gegen die Grammatik<sup>31</sup>. Was ist durch solche Wiederherstellung des „Urrhythmus“ gewonnen? Vielleicht eine neue Studienaufmerksamkeit, sicher keine zwingende rhythmische Gestalt. Die Verse bleiben im Monotonen. Nicht auf die Gleichzahl der Akzente mit dem Hebräischen kommt es an, sondern auf die im Deutschen verwirklichte rhythmische Gestalt.

Eine solche zeigen Buber und Stier. Ihre Verse sind von innerer Dynamik. Starke, sinntragende Wortakzente und syntaktische Spannung tragen den Vers. Nicht selten sind mehrere Verse zu einem einzigen Satz verbunden. Der Bubersche Rhythmus ist expressiver, variationsreicher, bewegter, manchmal fast nervös sen-

<sup>29</sup> Schedl a.a.O. 6 und 8.

<sup>30</sup> Nötscher a.a.O. 11.

<sup>31</sup> Elisionen des -e- z. B.: „ich spiel- vor den Heiden. / Zur Himmelhö- reicht deine Huld, / ... daß Rettung den Deinen noch werde, / helf- deine Hand!“ (Ps 108/107, 5-7). „Erbarm- dich, mein Leben verwelkt; / heil- mich, verwirrt ist mein Wesen“ (Ps 6, 3). „Hab- Kummer im Herzen...“ (Ps 13/12, 3) statt „ich habe“. Eine so schwache Zeile erinnert geradezu an Cäsar Flaischlen. Auslassung einer Endsilbe: „Er heilt ein zerschlagen-- Gemüt“ (Ps 34/33, 10). Hinzufügung des alten, nicht mehr gebräuchlichen Dativ-e: „im Grimme nicht züchtige mich“ (Ps 6, 2). Das gleiche Dativ-e steht an dieser Stelle schon bei Beron.



sibel. Die Spannung zwischen Lang- und Kurzvers ist größer. Die Klagelieder sind rhythmisch wirkliche Klagen (z. B. Ps 23/22, 51/50). Für einen sensiblen Einzelsprecher oder -beter ist das vollendet. Stier geht einen vergleichsweise objektiveren Weg. Seine Verse sind weniger expressiv geballt als bewußt gebaut. Dieser mehr bauende Rhythmus ist auch von einer Gemeinde sprechbar. Man prüfe die rhythmische Spannung in Stiers bereits zitierten Versen aus Ps 73/72, 6–9. Ein einziger Satz ohne Künstlichkeit oder subjektive Ausdrucksgebärde. Hier, wie auch vielerorts bei Buber, erwächst dem Einzelwort übergreifende Spannung aus dem Satzgefüge. Ton- und sinnstarke Worte laden den Satz auf. Umgekehrt lädt der syntaktische Bogen das einzelne Wort auf. Man kann die Einzelworte mit Drähten im Spannbeton, den Satz mit dem Brückenbogen vergleichen. Eingespannt in Beton erhalten die Einzeldrähte und der ganze Bogen eine höhere Spannkraft. Dies ereignet sich mit dem Wort im starken Satz.

## Subjektives

Bei aller einführenden und schöpferischen Leistung begegnet bei Buber immer wieder Subjektives, sprachliche Gebärden, die zu gewollt sind, als daß eine Gemeinde sie übernehmen könnte. Den ausdrucksstarken Vers 40 aus Psalm 18/17 setzt er fort:

Du panzerst mit Macht mich zum Kampf,  
duckst unter mich, die wider mich sich empörten, (V 40)  
meiner Feinde gibst du den Nacken mir hin,  
meiner Hasser, daß ich sie schweige. – (V 41)

Eine normale Wortstellung von Vers 41 a hieße: „den Nacken meiner Feinde gibst du mir hin“. Auf keinen Fall dürfte das Genetiv-Attribut zu „Nacken“ an erster Stelle stehen. Auch der transitive Gebrauch von „daß ich sie schweige“, d. h. zum Schweigen bringe, stumm mache, wäre für ein Gemeindesprechen zu gewollt. Psalm 18/17 beginnt bei Buber:

Ich minne dich,  
DU, meine Stärke!  
DU, mein Schroffen, meine Bastei,  
und der mich entrinnen macht,  
mein Gott, mein Fels, an dem ich mich berge,  
mein Schild, Horn meiner Freiheit,  
mein Steilhorst!  
Gepriesen, rufe ich, ER,  
schon bin ich von meinen Feinden befreit.

Buber hat für den Gottesnamen Jahwe, von Luther bis Stier mit „Herr“ wiedergegeben, DU, DIR, IHN und ER (vgl. z. B. Ps 5; 6; 7; 8) gesetzt. Das intensi-



viert, macht den Text für den einzelnen existentiell. Dennoch – man weiß, daß es keine adäquate Übersetzung für den Jahwenamen gibt – ist das eine spezifisch moderne, einseitige und, trotz Intensivierung, verkürzte Gottesauffassung. Bubers DU (es kommt zu einem Teil aus seiner Du-Philosophie) legt den Gott des Volkes, der Heilsgemeinde und der Psalmen, einseitig als Gott der individuellen Person fest. So hat der alttestamentliche Psalmdichter und haben die Psalmenbeter nicht gebetet, am wenigsten in den Gemeindepsalmen<sup>32</sup>. Einen vermittelnden Versuch, an Bubers Sprachkraft festzuhalten und den Vers dennoch für die Gemeinde sprech- und singbar zu machen, legt Goldberg vor. Alle ungewöhnlichen und pretiösen Formulierungen Bubers sind hier ersetzt. Der Eingang von Psalm 18/17 lautet bei ihm:

Ich liebe dich,  
Herr, meine Stärke,  
Herr, meine Feste, meine Burg,  
in die ich entrinne,  
mein Gott, mein Fels, an dem ich mich berge,  
mein Schild, Horn meines Heils,  
meine Zuflucht!  
Ich rufe: gepriesen der Herr!  
Schon bin ich von meinen Feinden erlöst.

Die sprachliche Leistung ist nicht so selbständig wie die Stiers. Übernahme und Anlehnung an Buber sind in allen Versen erkennbar. Wo Goldberg die Zeile ändert, versucht er sogar Bubers Silbenzahl möglichst zu erhalten. Daß „Zuflucht“ und „erlöst“ schwächer, allgemeiner und weniger anschaulich als die entsprechenden Buberschen Worte sind, erhellt deutlich. Dennoch halten wir Goldbergs Versuch für bedeutend, weil er, sich einfühlend in den großen Wurf Bubers, diesen für die Gemeinde fruchtbar macht.

Bibelübersetzung gehört heute zu den schwersten Übersetzungsarbeiten. Die großen Sprachkünstler haben sich von dieser säkularen Mühe längst dispensiert – verwalten ihr eigenes Wort, halten sich für das Wort der Schrift weder für zuständig noch verantwortlich. Es ging in dieser Betrachtung nicht um negative Kritik am Text des einen oder anderen verdienten Übersetzers, die, meist Exegeten von Fach, nicht in erster Linie und nicht allein für den Mangel an religiöser Sprache und die argen Nöte einer Bibelsprache in dieser Zeit verantwortlich sind. Jedem, der sich heute mit biblischer Sprache abmüht, ist zunächst zu danken. Das Feld der Übersetzungsarbeit im deutschen Sprachraum ist breiter als je zuvor. Im Hinblick auf den kommenden Einheitpsalter und angesichts der neuen sprachlichen Situation in der Liturgie sollte die sprachliche Gestalt neuerer Psalmen-Über-

<sup>32</sup> Eine gemäßigte Übernahme des Buberschen Gottes-DU versucht Schedl.



setzungen an gelungenen, nicht an weniger gelungenen Beispielen gezeigt werden. Guardinis Übertragung war zu ihrer Zeit und in ihrer Art eine bedeutende Leistung. Neue Übertragungen werden vom hebräischen Grundtext ausgehen, stärker versuchen hineinzulauschen in die Archaismen des Hebräischen und in die sprachlichen Möglichkeiten unserer Zeit. Buber hat Möglichkeiten ursprünglichen religiösen Sprechens gezeigt. An seinem Zeigen kommen wir nicht mehr vorbei

## Das Ende des großen Trecks

Südafrikas Politik der getrennten Entwicklung am Scheideweg

Johannes Binkowski

Die Südafrikanische Union, gewöhnlich Südafrika genannt, ist in der Weltöffentlichkeit vornehmlich durch ihre Politik der Apartheid, oder wie es genauer heißt, der getrennten Entwicklung, bekannt. Weil es sich hierbei um das heute besonders heikle Verhältnis der Weißen zu den Nicht-Weißen handelt, entzünden sich an Südafrika die Leidenschaften. Man kann gar nicht unbeteiligt zuschauen, sondern muß Stellung nehmen. Dadurch gerät oft das eigentliche Problem mit seiner spezifischen Sachlichkeit in den Hintergrund, wird von Emotionen überflutet. Das ist deshalb bedauerlich, weil man sich auf diese Weise den Blick für die Situation in Afrika überhaupt trübt. Denn Südafrika enthält wie in einem Brennspiegel all das, was Afrika an Spannungen, Gegensätzen und Dramatik aufzuweisen hat.

Südafrika einschließlich der früheren deutschen Kolonie Südwestafrika, die 1920 vom Völkerbund der Südafrikanischen Union übertragen wurde, hat eine Größe von rund zwei Millionen Quadratkilometer, ist also etwa fünfmal so groß wie die Bundesrepublik. Es ist ein Land, das ungeahnte Schätze und Schönheiten birgt, das durch seine Weite jeden, der es kennengelernt hat, in seinen Bann zieht und nicht mehr losläßt. Durch die Energie und Tüchtigkeit seiner weißen Bewohner ist es das höchstentwickelte Land Afrikas, der Lebensstandard seiner Bevölkerung, auch der schwarzen, übertrifft den irgendeines anderen afrikanischen Staates. Man kann dieser Leistung nur größte Anerkennung zollen.

Die Bevölkerung setzt sich aus vier Gruppen zusammen: die 3,2 Millionen Weißen sind keine Kolonisten, die jederzeit in ihre alte Heimat zurückkehren könnten, sondern seit Jahrhunderten im Lande verwurzelt. Sie nennen sich „Afrikaner“, sprechen „Afrikaans“ und lehnen die Bezeichnung Europäer ab. Die zwölf Millionen Neger, Bantu genannt, zerfallen in eine Vielzahl von Stämmen,